

Hannes Koini

Der Untersuchungsrichter und die Partitur des Lebens

Wie ich den größten Fall meines Lebens aufrollte – und fand,
wonach ich mich immer gesehnt hatte

DER
UNTERSUCHUNGS-
RICHTER UND DIE
PARTITUR
DES LEBENS

Wie ich den größten Fall
meines Lebens aufrollte –
und fand, wonach ich mich
immer geseht hatte

Hannes Koini

© 2026 Hannes Koini

Cover und Layout: Corinna Öhler, Buchschmiede

Foto: Wilke

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH,

Julius-Raab-Straße 8, 2203 Großebersdorf, Österreich

www.buchschmiede.at – Folge deinem Buchgefühl!

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

info@buchschmiede.at

ISBN: 978-3-99192-387-9 (Softcover)

978-3-99192-386-2 (E-Book)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

*Nicht weil es schwer ist, wagen wir es nicht,
sondern weil wir es nicht wagen, ist es schwer.*

SENECA, † 65 N. CHR.

In Erinnerung ...

... an Anna und Johann Koini.

Ich danke meiner Mutter, die mich gelehrt hat, all die leisen zwischenmenschlichen Töne zu hören. Nie hat sie versucht, mich zu zivilisieren, und ich bin dennoch nicht als Wilder aufgewachsen.

Und ich danke meinem Vater für meine lebenslange Immunität gegen angepasste Kultiviertheit, und dafür, dass er mich lehrte, niemals blind gehorsam zu sein. Er leistete all die Zeit seines Lebens schwere körperliche Arbeit und ruhte sich viel zu selten auf der Sonnenbank vor dem von ihm und meiner Mutter erbauten Haus auf der Sonnenseite des Dorfes aus.

Ein Stein am Grab des Dorffriedhofes zeugt von ihrem unwiederbringlichen Dasein in unserer unbeständigen und vergänglichen Welt. An der steinernen und verwilderten Friedhofsmauer wiegen die Blätter einer alten Eiche im Wind gerade so, als würden der Tod und das Leben miteinander tanzen. Als würden sie versuchen, mir meine eigene Sterblichkeit zu bezeugen und begreiflich zu machen ...

INHALT

Prolog: Die Sehnsucht in unseren Herzen 9

Teil I: Verlassen im Universum 13

1. Das Wissen um unsere Sterblichkeit 13
2. Nur eine Laune des Schicksals? 21
3. Menschenwürde auf dünnem Eis 27

Teil II: Zweifelnde Spurensuche 35

4. Denkspuren 35
5. Die Täuschung über den Ursprung 42
6. Das Rätseln über das Universum 54
7. Die Partitur des Lebens 63
8. Das Erklären des Unbegreiflichen 72

Teil III: Der Schlüssel zum Verständnis unserer Welt 81

9. Nachrichten aus dem 1. Jahrhundert 82
10. Die Vertrauenswürdigkeit der Dokumente 99
11. Über den Menschen, genannt Christus 115
12. Außergewöhnliche Ereignisse 124
13. Die allergrößte Geschichte 135

Teil IV: Die wirkliche Wirklichkeit 153

14. Im Anfang war der Geist 153
15. Die wiedergefundene Menschenwürde 163

Epilog: Die Hoffnung in unseren Herzen 170

Literatur 175

PROLOG

Die Sehnsucht in unseren Herzen

Dort, wo sich Antworten auf alle unsere wirklichen Menschheitsfragen unserem Zugriff zu entziehen scheinen, wo alles unerklärlich und ungreiflich wird, neigen Philosophen zu Witzen.

Einer der einflussreichsten Denker des 20. Jahrhunderts, der österreichisch-britische Philosoph Ludwig Wittgenstein, hat einmal gesagt, dass er sich ein ernsthaftes und gutes philosophisches Werk vorstellen könne, das nur aus Witzen bestehe.

Der österreichische Erfinder der Psychoanalyse Sigmund Freud fand Witze deswegen so reizvoll, weil sie solch eine Ähnlichkeit mit Träumen haben. Beides müsse eine gemeinsame Quelle haben – das Unbewusste. In gewisser Weise sei ein Traum ein misslungener Witz.

Die Fragen unseres Lebens

In einem Gedicht des deutschen Dichters Heinrich Heine fragt „ein Jüngling-Mann“, der am „Meer, am wüsten, nächtlichen Meer“ steht: „Sag mir, was bedeutet der Mensch? Woher ist er gekommen? Wo geht er hin?“ Das lakonische Ende lautet dann: „Es blinken die Sterne, gleichgültig und kalt, Und ein Narr wartet auf Antwort.“

Der deutsche Philosoph Martin Heidegger hat die Frage „Warum ist überhaupt Seiendes und nicht vielmehr Nichts?“ als die tiefste und dunkelste der ganzen Philosophie bezeichnet. Als der US-amerikanische Philosoph und Schriftsteller Jim Holt diese Frage dem bedeutenden Philosophen Arthur Danto von der Columbia University stellte, antwortete dieser schroff: „Wer *sagt* denn, dass da nicht Nichts ist?“ Ein anderer Philosoph an der Columbia University, Sidney Morgenbesser, hatte sogar noch eine bessere Antwort parat, als ein Student ihm die gleiche Frage stellte: „Selbst wenn da bloß Nichts wäre, wären Sie immer noch unzufrieden!“

Ich habe den Versuch unternommen, ein Gesamtgemälde unserer Welt zu skizzieren – wie mit ein paar Bleistiftstrichen auf einer Serviette bei einem vertraulichen Gespräch. Für Menschen, die tagein, tagaus viel zu viel um die Ohren haben, um sich um unsere allerwichtigsten existenziellen Fragen kümmern zu können.

Ein Bogenschütze aus einer größeren Welt

Der klare Gebirgsbach schlängelte sich ruhig und sanft plätschernd durch die Gassen des Dorfes meiner Kindertage und weiter durch die Wiesen und Maisfelder des Tales. An den Ufern unter schattigen Bäumen verweilte ich in den Sommerferien oft Nachmittage lang allein und hing meinen Tagträumen nach.

Immer wieder erwachte in mir eine Sehnsucht – aber wonach? Noch bevor ich es erahnte, verschwand sie wieder – es war mir, als hätte sich kurz ein Schleier gelüftet. Es blieb ein Verlangen nach diesem mir eben wieder entglittenen Gefühl zurück – ein kurzes Aufflackern. Aber vielleicht übte ich mich gerade nur darin, ein Narr, ein Tagträumer zu sein. Oder ich ersehnte einfach nur zu viel.

Ich hatte das Gefühl, als hätte ein unsichtbarer Bogenschütze aus einer größeren, fernen Welt seine Sehnsuchtspfeile in mein Herz geschossen. Diese Sehnsuchtspfeile ließen Freude in meinem Innersten aufsteigen. Vielleicht geschah das nur, um mich auf diese andere Welt aufmerksam zu machen.

Später tanzte ich zwischen Ladies und Orchideen in Kristallpalästen, und die Sehnsuchtspfeile trafen in mein Herz. Oder ich flog über das Meer, oder die schönsten Düfte umgaben mich, oder die Sonnenuntergänge glitzerten am Horizont – und jedes Mal trafen sie mich wieder.

Ich wollte diese in mir aufflackernde Sehnsucht festhalten wie einen schönen gefühlvollen Traum beim Erwachen. Doch konnte ich sie – wie den Wind und das Mondlicht – nicht einfangen.

Die Ahnung von einer ewigen Heimat

Manchmal fragte ich mich: Was wäre, wenn es diese größere, unserer Welt verborgene Wirklichkeit wirklich gibt? Und wenn unsere irdische Welt – um mit dem griechischen Philosophen Platon zu sprechen – nur ihr Schatten ist?

Sind am Ende all die irdischen Freuden gar nicht dazu da, unser aller Sehnsucht zu stillen, sondern sie erst so richtig wachzurufen und auf das Eigentliche und Wirkliche hinzudeuten? Wir sehen die Bühne – aber nicht was sich dahinter noch so alles verbirgt. Das Echo der Ewigkeit klingt immer wieder in unsere Welt herein.

Lebt in uns tatsächlich so etwas wie eine Ahnung von einer ewigen und wirklichen Heimat? Sind wir am Ende gar nicht für unsere, sondern für eine andere Welt geschaffen? Vielleicht lebt in uns auch so etwas wie ein Heimfundeinstinkt – ein Heimweh nach unserer wahren Heimat.

Scheinbare Gewissheiten

Ich fing irgendwann an, immer mehr in meinem Herzen zu lesen und nach dieser anderen verborgenen Wirklichkeit zu fragen. Ich begann damit, all die fein säuberlich gezogenen Grenzlinien zwischen den Wissenschaftsbereichen zu verwischen. Denn die Entwicklung des Wissens hat in voneinander isolierten Zellen der einzelnen Wissensgebiete stattgefunden. Und es dringen immer wieder neue Theorien, unser Dasein betreffend, zu uns. Wie sagte der Philosoph und Psychiater Karl Jaspers einmal? „Die Wissenschaft weiß immer mehr von immer weniger.“

Und sind wissenschaftliche Theorien bewiesen und unwiderlegbar? Da halten wir uns am besten an die sehr verbreitete und unwidersprochene Aussage des österreichisch-britischen Philosophen Karl Popper, eines der einflussreichsten Denker der Wissenschaftstheorie des 20. Jahrhunderts, der meint: „Eine Theorie, die durch kein denkbare Ereignis widerlegt werden kann, ist unwissenschaftlich.“

Dass Widerlegbarkeit sogar quasi *per definitionem* zu jeder Theorie gehört, hat Popper noch mit diesem Satz bekräftigt: „Die Unwiderlegbarkeit einer Theorie ist, entgegen einer weit verbreiteten Annahme, keine Stärke, sondern ihre Schwäche.“

Wissenschaftliche Theorien sind also laut Popper keine sicheren Gewissheiten, sondern bewährte, jedoch prinzipiell widerlegbare Erklärungsversuche. Sie gelten nur vorläufig, solange sie der Widerlegung standhalten. Wissenschaftliche Erkenntnis ist somit kein Besitz endgültiger Wahrheiten, sondern ein fortlaufender Prozess vorläufiger, stets widerlegbarer Theorien.

Ich fragte mich, ob ein Stern dort draußen nicht weit mehr ist als nur ein glühender Ball aus Materie, ob in seinem Leuchten nicht etwas Größeres und Bedeutenderes wohnt als das, was wir mit Worten fassen können.

Dieses Gefühl kennen Sie auch?

Lange sprach ich mit niemandem über meine Sehnsucht, weil ich dachte, dass die Menschen um mich herum sie nicht empfinden. Doch vielleicht war diese Sehnsucht bei den Menschen in meiner Umgebung auch tief verborgen, aber das bunte Treiben hatte sie nur übermalt, und die lauten Töne hatten sie zum Schweigen gebracht.

In meinem späteren Leben machte ich dann immer öfter die Erfahrung, dass Menschen sagten: „Dieses Gefühl kennen Sie auch? Ich dachte immer, ich wäre der einzige.“

Nun habe ich den Mut gefasst, darüber zu schreiben – über die Sehnsuchtsfreude, die ich tief in meinem Herzen spüre.

Wenn ich in diesem Buch von Sehnsuchtsfreude und Freudesehnsucht *in meinem Herzen* erzähle, dann tue ich das, weil ich vermute, dass andere Menschen sie auch *in ihren Herzen* spüren ...

TEIL I

Verlassen im Universum

Sabine, allein ihr Name klingt wie ein leises Echo aus längst vergangenen Tagen. Über ihrem Bett hing ein Spruch, der schon Angelus Silesius, Martinus von Biberach, Walther von der Vogelweide oder gar dem Kaiser Maximilian II. zugeschrieben wurde, der so geheimnisvoll war wie sie selbst:

Ich bin, ich weiß nicht, wer.

Ich komme, ich weiß nicht, woher.

Ich gehe, ich weiß nicht, wohin.

Und doch wundere ich mich, dass ich so fröhlich bin.

In diesen Worten wohnte eine Melancholie, die zugleich leicht und flüchtig war – wie der Hauch eines Sommerwindes durch offene Fenster. So war Sabine: stets suchend, stets fragend, als würde ihr Herz den Schleier der Welt befragen und niemals eine Antwort finden.

Und noch heute, wenn ich an sie denke, sehe ich Sabine vor mir, lächelnd im Licht der Erinnerung, und höre die sanfte Musik ihrer Worte.

1. Das Wissen um unsere Sterblichkeit

Mein Tanz durch das Leben ist ein Sterblichkeitstanz. Aber kann ich das überhaupt begreifen? Kann ich zum wirklichen Leben durchdringen, wenn mir dies nicht glasklar bewusst ist? Führt mein Weg zum wirklichen Leben letztlich über die Erkenntnis meiner Sterblichkeit? Ich müsste doch täglich alles um mich ringsherum und mich selbst mit der Sterblichkeitsbrille betrachten.

Nach dem US-amerikanischen Philosophen und Psychologen William James brauchen wir einen „Glauben an die Existenz irgendeiner unsichtbaren Ordnung, in der sich die Rätsel der natürlichen Ordnung wiederfinden und erklären lassen“.

Was ist mit uns, wenn es stimmt, dass wir unser innerstes wirkliches Selbst nicht finden können, wenn wir nicht wissen, woher wir kommen und wohin wir gehen? Und dass wir in unserem Leben keine wirkliche Freiheit finden können, wenn wir dem Tod gegenüber keine Antwort haben? Diese Fragen rütteln an unseren Grundfesten.

Befremdliche Welt

Die Anzahl der Sterne da draußen, darauf macht uns der britische Physiker, Astronom und Mathematiker James Jeans aufmerksam, ist wohl so groß wie die Anzahl der Sandkörner am Boden der Weltmeere. Und er zieht noch einen anderen Vergleich: „So winzig ist unser Zuhause im Weltraum, wenn man es gegen die Gesamtsubstanz des Universums misst.“

Wir reisen, so Jeans, durch ein unermesslich großes Universum, und es kommt in dieser Unermesslichkeit kein Stern dem anderen zu nahe. Unsere Lebensreise findet in trostloser Einsamkeit statt, wie auf einem Schiff auf einem leeren Ozean. Wozu das führt, drückt Jeans so aus: „Wegen unserer extremen Einsamkeit und der materiellen Bedeutungslosigkeit unseres Hauses im Weltraum wirkt das alles erschreckend.“

Gefühle und Emotionen, Ehrgeiz, Kunst oder gar Religion scheinen dem Plan des Universums in gleicher Weise völlig fremd zu sein.

Dem Universum da draußen scheint mein Leben hier auf der Erde völlig gleichgültig zu sein. Allein gelassen fühle ich mich in dieser teilnahmslosen Unermesslichkeit des Universums. Und zu allem Überdross noch nicht einmal irgendwo im Zentrum des Ganzen – nein, irgendwo am unbedeutendsten Rande im Raum freischwebend.

Auf einem banalen Planeten, der in einer gewöhnlichen Galaxie einen unauffälligen Stern umkreist. Würde ein Asteroid unsere Erde einfach so hinwegfegen, nach nirgendwohin, würde das Universum das nicht einmal bemerken. Es wäre dem Universum auch völlig gleichgültig.

Ich spüre einen Abgrund zwischen meinen innersten Gefühlen und dieser befremdlichen Welt da draußen. Fühle so eine diffuse, mich überallhin begleitende Fremdheit in mir. Da fühle ich mich wie ein Vagabund und empfinde mein Dasein als merkwürdig.

„Man ist mit einemmale, zu seiner Verwunderung da, nachdem man, zahllose Jahrtausende hindurch, nicht gewesen und nach einer kurzen

Zeit ebenso lange wieder nicht zu sein hat. – Das ist nimmermehr richtig, sagt das Herz“, brachte der deutsche Philosoph Arthur Schopenhauer zu Papier.

Wenn ich so etwas lese, empfinde ich wieder, dass ich in dieser Welt nicht zu Hause bin. Ein Wimpernschlag ist mein Dasein in dieser Welt. Wie kann ich mit solchen Gedanken leben, ohne sie ständig zu verdrängen oder sie überhaupt von meinem Gefühlsleben abzuspalten, wie die Psychoanalytiker sagen würden?

Und doch ist da diese Freude, diese Sehnsuchtsfreude und Freudesehnsucht tief im Süden meines Herzens – die ich nicht in Worte fassen kann.

Plötzlich nicht mehr da

An welchem Tag er auf einer Fete plötzlich in mein Leben trat, weiß ich nicht mehr so genau. Ich weiß nur, dass er mir heute sehr fehlt. Er hatte einen fragenden und etwas arroganten Blick in seinem schmal geschnittenen Gesicht. Über seiner schmalen Schulter hing ein bunt beklebter Gitarrenkoffer mit einer Fender Stratocaster darin – nie ließ er ihn aus den Augen. Joachim war 17 – wie ich.

Eine innige Freundschaft begann. Immer und überall tauchten wir gemeinsam auf. Wir genossen gemeinsam das Gefühl, eine Nacht nicht geschlafen zu haben und es in den Augen zu spüren. Lang und viel redete er nie. Meine Worte erahnte er schon im Voraus. Träume hatten wir uns viele gemeinsam ausgedacht. Musikerträume.

Ich hatte ein nagelneues Tama-Schlagzeug in meiner Bude stehen. Joachim spielte die Sologitarre und Carlos Santana war sein Stern am Musikhimmel. Der dritte in der Band war Hanno, Fischzüchter und Bassist. Er zupfte einen soliden Bass. Das reichte. Cream bestand auch nur aus Ginger Baker, Eric Clapton und Jack Bruce. ZZ Top machten es auch so und alle wurden weltberühmt.

In unserer Vorstellung waren wir schon Teil einer weltweiten Bruderschaft der Rockmusik. Die Klänge bestimmten unseren Takt, unser Denken, unser Fühlen. Alles war bunt und grenzenlos, die Zukunft ein Versprechen – und wir stürmten lachend und tanzend hindurch.

Ich denke häufig an Joachim und daran, wie wir uns für so kurze Zeit so gut verstanden. Er war mein Freund. Sein Herz hatte eines Tages plötzlich

zu schlagen aufgehört. Das Telegramm aus meinem Heimatdorf erreichte mich an einem kalten Novemberabend in der Stadt.

Die einzelne Glocke der Dorfkirche in Joachims Heimatdorf erklang mit ihrem dumpfen Geläut. Ein vertrauter Klang für die Dorfbewohner. Die Glocke, die jetzt sanft für Joachim läutete, erinnerte die Menschen daran, dass auch sie irgendwann durch dieses Geläut aus dieser irdischen Welt herausgerufen würden.

Ich ging mit der Laterne vor dem langen Trauerzug hinaus zum Waldfriedhof. Mir stockte der Atem, und Tränen rannen mir über mein Gesicht. Es war November, die Wolken hingen tief vor den Bergen, es roch nach Regen und feuchtem Laub, leichter Nieselregen fiel. Tropfen hingen an den letzten Blättern auf den Bäumen.

Dieser schlichte Sarg aus hellem Holz löste bei mir ein diffuses Gefühl der Angst aus, eine tiefe Unruhe. So als würde zwischen mir und der Welt eine Nebelwand sein. Am offenen Grab roch es nach kalter feuchter Erde. Ich umklammerte die behaglichen Erinnerungsgefühle. Ich sah Joachim vor mir.

Es blieb eine Stille zurück, die sich kaum ertragen ließ. Es war mir, als hätte sich ein vertrauter Raum plötzlich geweitet und wäre zugleich leer geworden. Und in dieser Leere stellten sich viele Fragen nach dem woher, wohin und warum ein, die ich nicht mehr loswurde.

Und doch – gerade in dieser Erfahrung – war da noch etwas Anderes. Etwas, das sich nicht vertreiben ließ. Eine Sehnsucht, nicht nur nach Trost. Eine Sehnsucht nach einer ewigen Heimat und nach einer Wirklichkeit, die größer ist als Verlust und stärker als der Tod.

Jenseits des Sichtbaren

Ich bin dageblieben mit all meinen Fragen an die verborgene Wirklichkeit weit da draußen. Manchmal fühlte ich mich zurückgelassen. Vom Schicksal? Von Joachim, den ich jetzt so gerne nach seinen Empfindungen fragen würde? Ob er die gleichen Fragen hätte wie ich?

Ist es doch besser, das Universum einfach so hinzunehmen, wie es zu sein scheint? Der britische theoretische Physiker, Astrophysiker und Kosmologe Stephen Hawking näherte sich all diesen Fragen mit mathematischen Gleichungen, der Sprache der Naturwissenschaft. Um dann sinnig zu fragen:

„Was haucht den Gleichungen Feuer ein, damit ein konkretes Universum entsteht. Vielleicht gibt es im Universum etwas, das nicht nur Mathematik ist.“ Auch er erahnte offenbar etwas Dahinterliegendes – etwas Verborgenes.

Ich stelle mir vor, wie wir in unserer Imagination gemeinsam durch ein Kaleidoskop blicken, und ich empfinde diesen Blick als mysteriös und geheimnisvoll – genauso wie den Blick ins Universum, in dem sich tiefe Schönheit und Ordnung offenbaren und immer wieder neue Geheimnisse und Wunder erscheinen, je nachdem, wie wir es betrachten.

Der Tod ist allgegenwärtig

Wieder einmal schlenderte ich durch die Straßen meiner Stadt. Spätnachts. Vertraute Saxofonklänge drangen an mein Ohr und Kneipenluft in meine Nase. Ich trat in das Nachtcafé ein. Der Mann am Saxofon spielte müde sein Lied. Ich trank an der Bar Tequila.

Der feinsinnige Mann mit seinen suchenden Augen neben mir wollte auch noch nicht nach Hause gehen. Schon als Kind sei ihm bewusst geworden, dass sein Großvater in seiner Kiste unter der Erde nicht genauso schlafe wie früher in seinem Sessel im Wohnzimmer, flüsterte er mir mit schwerer Zunge zu. Und dass eines Tages auch sein eigener Vorhang auf dieser Erdenbühne gewiss fallen werde. Nichts in seiner Kindheit sei für ihn schwieriger gewesen, als diese Vorstellung zuzulassen: dass eines Tages der Tod auch über sein eigenes Sein kommen könnte. Seine Stimme wurde noch weicher. Dieses Gefühl sei so tief in ihm eingegraben und manchmal spüre er es sogar bis in seine Zehenspitzen.

Kann ich mir meinen eigenen Tod ausmalen? Kann ich mir mein Nichtsein, ein Aufhören meines Denkens und Fühlens und meines ganzen Lebens überhaupt vorstellen – ein Verlassen dieser Weltenbühne? Dieses unfassbare Verschwinden meiner bewussten Welt und all dessen, was in ihr ist, das Ende meiner persönlichen Lebenszeit? Das Verschwinden und Auslöschen meines Lebensschauplatzes? Für immer und ewig?

Der Gedanke, dass unser aller Leben von der allgegenwärtigen Angst vor dem Tod durchwachsen sei, hinterlässt auch überall in der Literatur seine Spuren. Denn solange wir uns vor dem Tod fürchteten, lese ich dort, könnten wir gar nicht wirklich glücklich sein und so richtig zu leben beginnen.

Führt also kein Weg an dieser existenziellen Frage vorbei, um zum wirklichen Leben durchdringen zu können? Würden alle Versuche, diese Klippen zu umschiffen, zum Schiffbruch führen? Auf unserer Landkarte mit dem Weg zur Wirklichkeit findet sich eben genau so ein Schleichweg anscheinend nicht. Also müssen wir selbst über unsere Vergänglichkeit nachdenken und philosophieren – aber wie?

Zu philosophieren hieße einfach, sterben zu lernen – lese ich beim französischen Philosophen und Erfinder des modernen Essays, Michel de Montaigne. Durch das Sterbenlernen könnte man zu leben lernen. Aber wie sollen wir uns die Weisheit, die man im Angesicht des Todes braucht, aneignen?

Auch der Gedanke, dass unsere Nichtexistenz nach dem Tod lediglich ein Spiegelbild unserer Nichtexistenz vor der Geburt sei, taucht immer wieder einmal in der Literatur auf. Warum solle uns da das eine mehr aufregen als das andere? Aber die Zeit nach dem Tod sei die Zeit, die uns der Tod einfach wegnimmt. Diese Gedanken überziehen mich wie ein kalter Schauer. Ich sehe wieder Joachim vor mir und wie dieser traurige Schleier über sein junges Gesicht huscht. Der Tod hat ihm diese Zeit einfach gestohlen.

Wären wir nicht besser dran, wenn sich der Tod aus den Angelegenheiten von uns Menschen vollkommen heraushalten würde? Oder wenn wir ihn entschieden aus unserem Leben hinausdrängen würden? Auch diesen Versuch haben Denker und Philosophen von den antiken Mythen bis zur modernen Literatur immer wieder unternommen.

Der bulgarisch-britische Literaturnobelpreisträger Elias Canetti war einer der wenigen großen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts, die den Tod nicht akzeptieren wollten, sondern ihn als etwas moralisch Anstößiges betrachteten: „Der Tod ist ein Skandal. Man müsste ihn abschaffen.“

Unsterblichkeitserzählungen

Wir Menschen haben uns immer schon Geschichten ausgedacht, um unserem scheinbar so ausweglosen Dasein noch irgendwie einen Sinn abzutrotzen. Wenn wir die Unsterblichkeitserzählungen nicht hätten, so lese ich bei so manchem Psychologen, wäre unser Dasein vollkommen von Angst erfüllt. Es ist diese Angst vor dem großen Gespenst des Todes, das hinter allem steht.

Der Tod schleicht sich ungerufen in unser Bewusstsein. Wenn wir gar nicht darauf vorbereitet sind. Von unseren alltäglichen Bemühungen voll in Anspruch genommen. So wie an dem Tag im Jahr 1997, als sich der britische Sänger und Komponist Elton John ans Klavier setzte und vom Tod eines Menschen sang. Nicht auf einer spektakulären Welttournee, nein, in der Westminster Abbey. Er spielte und sang für Lady Diana, Princess of Wales, die mit 36 Jahren bei einem Unfall ums Leben kam.

Ich fragte mich, und mit mir fragten sich sicherlich auch viele andere Menschen, warum dieser plötzliche Tod ein so tiefes Entsetzen auslösen konnte. Unzählige Male war ihr buntes Leben überall abgebildet. Aber nun war es das Bewusstsein unserer eigenen Sterblichkeit, das sich leise in die Tiefen unseres Herzens schlich, und sich dort festzukrallen und einzunisten versuchte.

Vielleicht ist der Grund für unseren Traum von einem ewigen Leben auch das uns unbewusste Motiv, in dieser Welt Spuren hinterlassen zu wollen. Und steht dieses Motiv nicht auch hinter der Philosophie und ist es nicht auch der verborgene Baumeister unserer schönsten Kunstwerke und all der Denkmäler rund um die ganze Welt? Über alle Zeiten und Kulturen hinweg?

Wir können es uns einfach nicht vorstellen, irgendwann einmal nicht mehr zu sein. Diese Vorstellung scheint unausweichlich und gleichzeitig unmöglich zu sein. Es ist eher das Bewusstsein unserer Sterblichkeit als der Tod selbst, was uns zu schaffen macht.

Aber können wir so leben? Wenn wir zu den Sternen hinaufblicken, schauen wir nicht auf ein Firmament aus Engeln, die freundlich zurückblicken, sondern weit hinaus in die endlose Leere des Raumes. Vielleicht sollten wir einfach zu den Sternen emporlächeln.

Der Korkenzieher in meinem Herzen

Wie kann ich wirklich mit dem Wissen leben, dass mit dem Tod alles aus sein soll? Es ist dieser Lebensschmerz, dieser Korkenzieher in meinem Herzen – einmal wühlt er tiefer und manchmal gibt er sogar Ruhe. Was ist, wenn der Korkenzieher wieder einmal in meinem Herzen herumwühlt, weil ich an meine eigene Vergänglichkeit erinnert werde? Wie würde sich dies dann unbewusst auf meine alltäglichen Entscheidungen auswirken?

Die US-amerikanischen Sozialpsychologen Sheldon Solomon, Jeff Greenberg und Tom Pyszczynski berichten von einer Studie, die sie mit Richtern durchführten. Vor der Urteilsfällung legten sie einem Strafrichter einen Personalfragebogen hin, auf dem er kurz die Gefühle beschreiben sollte, die der Gedanke an seinen eigenen Tod bei ihm hervorrief. Zudem baten sie ihn, so genau wie möglich niederzuschreiben, was mit ihm geschehen werde, wenn er sterbe, und was passiere, wenn er gestorben sei.

Es zeigte sich: Je mehr der Korkenzieher in diesem Strafrichterherz herumwühlte, desto strenger urteilte er dann. Je nachdem, wie sehr das zu beurteilende Vergehen seinen eigenen Wertvorstellungen widersprach, versuchte er anscheinend, noch stärker an seinen kulturell erworbenen Überzeugungen festzuhalten.

Gibt mir das Festhalten an meinen eigenen Wertvorstellungen so etwas wie ein Gefühl der Sicherheit im Umgang mit meinen existenziellsten Ängsten – natürlich im Unbewussten?

Durch ein inhaltsreiches Leben gelingt es uns, unsere Todesfurcht zumindest in Schranken zu halten. Schon die Andeutung der Sterblichkeit genügt, damit wir angespornt werden, noch mehr dafür zu tun, um in dieser Welt unsere Spuren zu hinterlassen. Kann diese Einsicht nicht auch ein gehöriger Ansporn sein, um vielleicht doch zur wirklichen Wahrheit durchzudringen?

Wir alle wollen unser Leben auf etwas Verlässliches und Sicheres gründen. Wir suchen eine geistige Landkarte, die uns unseren Platz in der Welt zeigt und die Richtung unseres Weges erahnen lässt. Hinter dem Vorhang der scheinbar zufälligen Welt erkennen wir die Umrisse einer tieferen Wirklichkeit – ein großes, zusammenhängendes Gesamtbild, in das sich die kleinen, alltäglichen Momente wie leuchtende Pinselstriche einfügen und ihnen Sinn verleihen ...

2. Nur eine Laune des Schicksals?

Ich erwachte manchmal mit einem Gefühl, zu neuen Ufern jenseits meines Daseins aufbrechen zu müssen. Vielleicht spürte der geniale deutsche Chansonier – und begeisterte Flieger – Reinhard Mey auch diese Sehnsucht, als er die Zeilen schrieb:

*Manchmal frag ich mich,
was ist es eigentlich,
das mich drängt aufzusteigen
und dort oben meine Kreise zu ziehn.
Vielleicht um über alle Grenzen zu gehn,
vielleicht um über den Horizont hinauszusehn,
und vielleicht um wie Ikarus,
aus Gefangenschaft zu fliehn.*

Geheimnis unseres Daseins

Kann unser Heimatplanet wirklich nur ein Planet unter unzähligen anderen sein, der wie ein Staubkörnchen im Sonnenlicht nur einen Augenblick tanzt? Wir versuchen, uns alles in bunten Farben auszumalen – können dies aber nur mit dünnen Pinselstrichen tun. Unser aller Lebenslicht flackert kurz auf, um schon bald wieder von unserer persönlichen Lebensbühne – scheinbar für immer – zu verschwinden.

Aber wir sehnen uns doch nach etwas Dauerhaftem und darüber Hinausgehendem – oder, um mit Franz Kafka, einem der bedeutendsten Autoren der Weltliteratur, zu sprechen, nach etwas Unzerstörbarem.

Bei mir ruft es behagliche Gefühle hervor, wenn ich mir vorzustellen versuche, dass mein irdisches Dasein geheimnisvoll ist – einfach geheimnisumwittert.

Ich frage mich, ob sich hinter unserem Dasein nicht etwas unermesslich Größeres und Bedeutsameres verbirgt – ein geheimer Plan, der nur unserer Sehnsucht zugänglich ist, der uns immer wieder neu staunen lässt und sich in schillernden Farben vor uns entfaltet, solange sein letztes Geheimnis für uns noch nicht gelüftet ist.

Die Frage hinter allen Fragen

„Warum ist überhaupt Seiendes und nicht vielmehr Nichts?“ Diese Frage ist doch die eine absolute und ultimative Frage, die sich hinter all den anderen Fragen verbirgt. Einerseits so tiefsinnig, dass sie nur einem Metaphysiker einfallen kann, und andererseits so einfach, dass nur ein Kind auf sie kommen kann.

Ludwig Wittgenstein schrieb in seinem *Tractatus Logico-Philosophicus*, eines der einflussreichsten Werke der Philosophie des 20. Jahrhunderts: „Nicht *wie* die Welt ist, ist das Mystische, sondern *dass* sie ist.“

Der britische Philosoph, Mathematiker und Literaturnobelpreisträger Bertrand Russell umschiffte diese Klippe und sagte einfach: „Ich würde sagen, dass die Welt einfach da ist, und damit hat es sich.“ Ich aber will darüber hinaus denken und meinem intellektuellen Gewissen und meiner tiefsten Sehnsucht folgen. Ich möchte doch, dass ich gewollt bin und hinter meinem Dasein ein geheimer Plan verborgen ist.

Aber schon im Jahre 460 vor unserer Zeitrechnung meinte der griechische Philosoph Demokrit: „Alles, was im Weltall existiert, ist die Frucht von *Zufall* und Notwendigkeit.“ Und der römische Dichter und Philosoph Lucretius setzte das, was damals aus den philosophischen griechischen Kreisen zu vernehmen war, in schöne Verse um: „Alle herrlichen und schönen Dinge, alle großen und kleinen Geschöpfe, alle weisen und wunderbaren Dinge – Herr *Zufall* hat sie alle geschaffen.“

Ich frage mich: Haben Menschen das Wort *Zufall* am Ende gar nur erfunden, um sich vorzutäuschen, dass unser Dasein auf den *Zufall* zurückzuführen sei? Um zu verschleiern, dass sich hinter unserem Dasein ein wirklich großes Geheimnis verbergen könnte? Und dass damit das Rätsel unseres Hierseins durch den *Zufall* gelöst sei?

Das kosmische Filmdrama

Begleitet von harmonischen Tönen klatschte irgendjemand irgendwann irgendwo am Set mit der Filmklappe und startete die kosmische Filmproduktion. Der Regisseur *Zufall* war immer und überall am Set anwesend und gab Regieanweisungen. Das kosmische Drama nahm seinen Lauf und der Regisseur *Zufall* gestaltete die Bühne des Universums farbenprächtig und wundervoll aus.

Irgendwann in diesem kosmischen Drama gerieten wir Menschen wie Statisten in eine völlig unbedeutende und überflüssige Nebenrolle hinein – weil der Regisseur *Zufall* aus einer Laune heraus diese Regieanweisungen gab. Aber erst viele Milliarden Jahre später, nachdem der Film des kosmischen Dramas begonnen hatte. Zum Glück, denn sonst wären wir damals vor 13,8 Milliarden Jahren regelrecht verkohlt. Es soll damals wirklich heiß gewesen sein – beim Urknall und beim Start der Filmproduktion. So steht es jedenfalls im Drehbuch des kosmischen Dramas.

Später machte man ausgerechnet einen jungen Jesuitenpater als Drehbuchautor des kosmischen Dramas, der auch den Regisseur *Zufall* engagierte, ausfindig. Der US-amerikanische Philosoph und Schriftsteller Jim Holt berichtet über diesen belgischen Theologen, katholischen Priester und Astrophysiker Georges Lemaître: „1927 arbeitete Georges Lemaître von der Universität Löwen in Belgien über ein Einstein'sches Modell des Universums, in dem der Raum expandierte. Als Pater Lemaître diesen Prozess in Gedanken rückwärts verfolgte, gelangte er zu der Hypothese, dass das ganze Universum in der Vergangenheit einmal aus einem unvorstellbar kleinen Ur-Atom von unendlich konzentrierter Energie hervorgegangen sei.“

Der Weltbürger und bedeutendste Physiker der Wissenschaftsgeschichte Albert Einstein soll daraufhin laut dem US-amerikanischen Mathematiker und theoretischen Physiker Brian Greene zu Lemaître gesagt haben: „Ihre Berechnungen stimmen, aber Ihre Physik ist entsetzlich.“ Damit wollte er ihm offenbar klarmachen, dass jemand durchaus geschickt in der Handhabung von Gleichungen sein kann, gleichzeitig aber nicht den erlesenen wissenschaftlichen Geschmack besitzt, mit dem es zu entscheiden gilt, in welchen dieser mathematischen Manipulationen sich die Wirklichkeit widerspiegelt.

Georges Lemaître hinterließ uns dann auch noch einen Satz in Mollakkorden: „Auf einem stark abgekühlten Aschehaufen stehend, beobachten wir das allmähliche Erlöschen der Sonnen, und wir versuchen uns des verschwundenen Glanzes des Ursprungs der Welten zu erinnern.“

Er hat auch nach vorne in die Zukunft gerechnet und ebenso dazu eine Vision gehabt – die Apokalypse. Der Untergang von allem und das Ende jeglichen Lebens und jeglicher Zivilisation – Filmklappe.

William James beschrieb ein eindrückliches Bild von einem Weltzustand, dem der Glaube an den *Zufall* unseres Daseins zugrunde liegt: „Für den Naturalismus, der sich von den jüngsten kosmologischen Spekulationen

nährt, ist die Menschheit in einer ähnlichen Lage wie eine Handvoll Leute, die auf einem zugefrorenen See leben, umgeben von Felsen, über die man nicht entkommen kann, und die zugleich wissen, dass das Eis nach und nach schmilzt und der Tag unvermeidlich näher rückt, an dem die letzte Eisschicht verschwunden sein und es das Schicksal der menschlichen Kreatur sein wird, schmachlich zu ertrinken. Je lustiger das Schlittschuhlaufen, je wärmer und funkelnder die Sonne des Tages und je farbenprächtiger die Feuerwerke in der Nacht, desto schmerzlicher die Traurigkeit, mit der man die Gesamtsituation erfasst.“

Vielleicht sollten wir zu den Sternen emporschauen und nicht auf unsere Füße. Und uns fragen, wie das Universum überhaupt möglich ist. Und was all die unzählbaren und geheimnisvoll funkelnden Sterne da oben ursprünglich zum Leuchten gebracht haben könnte. Lächeln wir einfach zu ihnen empor – sie lächeln auch zu uns herab. Sicher lächeln sie auch ein bisschen über uns.

Geheimnis unserer Sehnsucht

Mir kommt der römische Philosoph Lucius Annaeus Seneca in den Sinn, der schon zu Beginn unserer Zeitrechnung aufschrieb: „Wenn die Sterne nur von einem einzigen Ort aus auf der Erde sichtbar wären, würden die Menschen nie aufhören, dorthin zu reisen, um sie zu sehen.“ Aus diesen Worten leuchtet doch auch seine und unser aller Sehnsucht nach etwas Darüberhinausgehendem, Dahinterliegendem und Unzerstörbarem – und vielleicht etwas Ewigem hindurch.

Diese Sehnsucht scheint Brian Greene beim Blick auf die Natur zur Frage zu führen: „Wenn der Zweite Hauptsatz der Thermodynamik dem Universum eine unerbittliche Zunahme der Unordnung aufbürdet, wie kann dann die Natur so spielend aufs Feinste konstruierte, hochgeordnete Strukturen hervorbringen, von Atomen und Molekülen über Sterne und Galaxien bis zu Leben und Geist?“

Und Greene fragte noch weiter: „Wenn das Universum mit einer knallenden Explosion begann, wie konnte dann aus diesen feurigen Anfängen die ganze Ordnung hervorgehen von den wirbelnden Armen der Milchstraße über die atemberaubenden Landschaften der Erde bis zu den komplexen Verknüpfungen und den gewundenen Faltungen des menschlichen Gehirns,

bis zu Kunst, Musik, Dichtung, Literatur und Wissenschaft, die von solchen Gehirnen hervorgebracht werden?“

Diese Fragen zielen auf das gesamte Universum und ganz besonders auch auf uns Menschen: auf uns, die wir in diesem kosmischen Drama in eine belanglose Nebenrolle auf die Bühne der Welt gestolpert sein sollen. Auf uns, die wir die Welt um uns herum wahrnehmen und über sie nachdenken können. Auf uns, die wir unser Leben ausleuchten in der Kraft der Liebe und uns sehnen bis hin zum Transzendenten – zum Unbegreiflichen.

Diese Sehnsüchte führen weit über unser irdisches Dasein hinaus. So hat schon der deutsche Theologe und Arzt Angelus Silesius im 17. Jahrhundert niedergeschrieben: „Zwei Augen hat die Seele: eins schaut in die Zeit, das andere richtet sich hin in die Ewigkeit.“

Stellen wir uns einmal vor, im ganzen Kosmos würden die Lichter ausgehen. Die Sonne würde verschwinden und die Sterne erlöschen. Eine nach der anderen der Milliarden Galaxien blinkte sich ins Nichtsein. Der ganze Kosmos glitte in Schweigen und Dunkelheit hinüber. Und es bliebe dennoch etwas zurück: unser aller innerstes Selbst! Wie ein schmaler Lichtstreifen, der unter einer geschlossenen Tür in einen dunklen Raum hereinschimmert.

Ich beobachte in meiner Stadt immer wieder Menschen, die zusammengestaucht durch ihr Leben wandeln. Ihr Bündel Leben tragen sie mit sich und umklammern es fest. Dabei haben sie scheinbar auch noch das Gefühl, dieses Bündel Leben irgendwo gestohlen zu haben.

Haben diese Menschen vielleicht in ihrem Innersten als Grundgefühl ihres Lebens, nicht willkommen zu sein auf dieser bunten weiten Welt? Weil sie tief in sich das Gefühl tragen, zufällig hier zu sein? Oder um es mit dem französischen Molekularbiologen und Nobelpreisträger Jacques Monod zu sagen: dass wir Menschen, so wie alles Leben, aus einem einzigen und unwahrscheinlichen Zufall hervorgegangen seien?

Ich möchte, dass meinem Dasein ein Geheimnis zugrunde liegt. Dass es einen über mein Leben hinausgehenden Grund gibt. Und nicht alles einfach der Zufall wäre und mich orientierungslos und sinnlos zurücklassen würde.

Ich will doch nicht glauben, dass das ganze Universum und mein Dasein in diesem Universum nur eine Laune des Schicksals sind, ein historischer Zufall, ein kleines Versehen in dem großen kosmischen Drama. Nein, dafür bin ich viel zu sehr damit verwoben und zu sehr selbst daran beteiligt. Ich bin doch dazu da, um hier zu sein.

Geheimnis unseres Menschseins

Im Sommer 1860 traf in Oxford die *British Association for the Advancement of Science* zu ihrer Jahresversammlung zusammen. In dieser Sitzung durfte der britische Wissenschaftshistoriker John William Draper einen Vortrag halten, in dem er auf die Ansichten des Naturforschers Charles Darwin einging, die dieser ein Jahr zuvor in seinem Buch *Die Entstehung der Arten* veröffentlicht hatte.

Im Anschluss daran soll es sogleich zu einer hitzigen Diskussion zwischen dem britischen Biologen Thomas Henry Huxley und dem Bischof von Oxford, Samuel Wilberforce, gekommen sein. Dieser soll Huxley gefragt haben, ob er „seine Abstammung von einem Affen durch seinen Großvater oder seine Großmutter herleite.“ Huxley soll laut einer von einem Augenzeugen überlieferten Version gesagt haben: „Ich wäre lieber der Nachkomme zweier Affen als ein Mann, der Angst davor hat, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen.“ Was sich damals wirklich so alles ereignet hat, weiß wohl niemand so ganz genau – aber die Debatte, die bis in unsere Tage hereinreicht, war eröffnet.

Wie ist es dieser Tage? Da denke ich an den Bericht in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 8. Juli 2009, auf den der deutsche Philosoph Peter Janich hinweist. Demnach trat der deutsche Anthropologe und Primatologe Volker Sommer bei der Bamberger Hegelwoche, einem Philosophenkongress, als „Gleichstellungsbeauftragter“ für Affen auf. Die versammelten Philosophen sprach er mit „Liebe Mitprimaten“ an. Und dann sagte er auch noch über sich selbst: „Ich bin gerne ein Menschenaffe und weiß mich unter Schimpansen in bester Gesellschaft.“ Ernst zu nehmen seien solche Einlassungen erst, wenn Volker Sommer seine Kinder einem Schimpansen zur Erziehung überlässt, gab Janich daraufhin zu bedenken.

Und ich denke an den Schmetterling aus Kindertagen. Der Frühling zog in mein Heimatdorf und die Luft wurde immer milder inmitten der Berge. Ich saß im Garten, als ein gelber Schmetterling mit zartem Flügelschlag über den Zaun schwebte. Er änderte die Flugrichtung, stand in der Luft und ließ sich kurz nieder – und ich sah die feine kunstvolle Zeichnung auf seinen Flügeln. Von einem Schatten aufgeschreckt hob er wieder ab und flog über den Zaun zurück und entschwand ...